

Krieg!

Autor(en): **Brandenburger, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574403>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Gesichtern der Gesellen. Diese lachten: „Das wollen wir meinen!“

Den ganzen Vormittag sprachen die drei von der neuen Arbeit, vom Eisen, das sie verwenden wollten, und von den Ornamenten, die es zu schmieden gab. „Wir lassen uns nicht lumpen! Es soll die beste Schlosserarbeit am Bau werden!“

Als gegen vier Uhr nachmittags der Architekt die Werkstatdtüre öffnete, lag eine frohe Laune auf den drei Schlossergesichtern.

„So hell habe ich Euch noch nie gesehen, Meister,“ sprach er zum Schlosser Uli.

„Nicht jeder Tag ist ein Sonnentag wie heute,“ gab dieser schmunzelnd zurück. „Wir wollen den Beginn der Arbeit mit einem guten Trunk besiegeln! Was meint Ihr, Baumeister!“

„s ist mir aus den Augen gelesen,“ erwiderte der und rief sich die Hände; „aber beim Rossi-Toni soll es sein! Dem sein Chianti schleicht wie Milch und Honig durch den Hals!“

Krähenbühl sah seitwärts nach den Gesellen hin und fraute sich den roten Bart. Auf der Stirne zogen sich Falten zusammen. Er befaß sich erst eine Zeit lang, ehe er antwortete.



Friedhofskunst an der Schweiz, Landesausstellung. Der Mittelgang des Waldfriedhofs beim „Dörfli“ mit Grabsteinen der Firma M. Schuppisser, Bülch (Vertreter der Wiesbadener Gesellschaft für Grabmal Kunst).

„Meinetwegen,“ sagte er dann hart, „wenn Ihr mich durchaus in die Baradenbeize schleppen wollt!“ Im geheimen dachte er: Ah bah, einmal ist feinmal, und nachher bringen mich keine vier Pferde mehr hinein!

(Fortsetzung folgt)

Krieg!

Nachdruck verboten.

Wir glaubten uns mitten im Frieden. Wir sahen den regen Austausch materieller und geistiger Güter von Land zu Land. Wir waren nicht freudetrunken im Gedanken an eine Völkerverbrüderung, und doch empfanden wir die wohlwollenden Beziehungen zwischen den Nationen als etwas Beglückendes. Wir konnten uns nicht mehr in eine Zeit zurückdenken, in der jeder Staat ein isoliertes Dasein führte. Früher zogen wohl ruhmstüchtige Fürsten gegen ihre Rivalen in den Krieg. Ihre Völker kannten einander kaum und opferten sich für die ehrgeizigen Pläne ihrer Herrscher. So lehrte uns — glaubten wir — die Geschichte.

Heute lobert die Kriegsfackel in ganz Europa. Wir wissen, wir sind die Zeitgenossen eines weltgeschichtlichen Ereignisses. Als eine furchtbare Tatsache steht es vor uns; seine tieferen Ursachen scheinen uns verhüllt.

War aber unser Friedenswahn begründet? Wir forschen in der Geschichte vergangener Jahrhunderte und täuschen uns hinweg über die Zeit, die wir selbst miterlebt. Nein, die letzte Jahrhundertwende war kein friedliebendes Zeitalter. In allen Weltteilen wurde im Kriege über Machtfragen entschieden, auch in unserm Europa. Japan, die junge aufstrebende Macht der gelben Rasse, kämpfte erst gegen das absterbende China, dann gegen Rußland, die europäische Macht des Ostens. Die Vereinigten Staaten Amerikas trugen ihre Waffen gegen das alte Spanien, daß seinen letzten Kolonialbesitz in der neuen Welt zu behaupten suchte. Italien foßt gegen Abessinien und gegen die Türkei, England gegen das Burenvolk. Auf dem Balkan mußte sich die Türkei, kaum aus dem tripolitaniischen Krieg zurückgekehrt, gegen die andern Balkanvölker verteidigen. Auf dem Balkan ist auch der heutige Krieg entbrannt.

So tiefe Wunden diese Kriege aber den Völkern auch schlugen, so rasch erholten sie sich wieder. Welche Wandlungen haben sich in diesem Jahrhundert in China, dessen Volk nach dem japanischen Kriege noch gegen Deutschland kämpfte, vollzogen! Serbien, das im Balkankriege schwere Verluste erlitten, fühlt sich heute wieder stark zum Kampf. Der Krieg vernichtet, aber er weckt wieder neue Kräfte.

Die Zeitungen geben ihren Nachrichten den Titel „Vom Europäischen Krieg“. Es ist der erste wieder seit hundert Jahren. Aber die Ursachen und treibenden Kräfte jenes welthistorischen Kampfes sind für uns mühelos erkennbar; sie waren es wohl schon für die Zeitgenossen. Damals führte ein Allgewaltiger das durch die Revolution verjüngte Franzosenvolk von Sieg zu Sieg. Frische, ungebrochene Kräfte gelangten zu ungebändigster Betätigung. Ein Mann und ein Volk warfen wie ein Orkan alles Widerstrebende zu Boden. Aber in den Zeiten der größten Erniedrigung erwachten in den Unterdrückten neue Kräfte. Wie vorher nach Osten, brauste jetzt der Sturm nach Westen und entlud sich in den beiden Gewittern von Leipzig und Waterloo. Gewaltig war der Aufstieg Napoleons gewesen, nicht weniger erschütternd war die Agonie.

Welches waren die treibenden Kräfte des europäischen Krieges, dessen Zeitgenossen wir sind?

Auf diese Frage wird der Geschichtsschreiber antworten, der nach Jahrzehnten oder erst Jahrhunderten leidenschaftslos die Archive studieren, die Berichte der Zeitgenossen sammeln und prüfend vergleichen wird. Unser Urteil schwankt noch von Stunde zu Stunde. Eines ist uns heute schon klar. Der Mord von Serajewo, der die äußere Veranlassung zur Entfackung

des Brandes gab, war nur ein Glied in der unendlichen Kette von Geschehnissen. In diesem Kriege kämpft das Germanentum gegen das Slaventum, Deutschland und England streiten um die Vorherrschaft auf dem Meer, in Frankreich lebt der Revanchegebanke wieder auf. Gegen die frische Macht der Germanen kämpft das unzivilisierte Barbarenvolk der Russen im Bunde mit der aussterbenden Kulturnation der Franzosen. So verkünden die Zeitungen. Aber ist dem wirklich so? Auch in Frankreich wirken — trotz manchen Degenerationsercheinungen — noch lebensvolle Kräfte. Auch in dem machtvoll sich entwickelnden Deutschland haben sich weichlicher Luxus und Schlemmertum mancherorts eingenistet. Kämpft nicht das Deutschland verwandte Volk der Engländer an der Seite der Franzosen? Rassepolitische Erwägungen führen nicht zur Beantwortung unserer Frage, zum mindesten nur in unvollkommenem Maße.

Von einem sind wir fest überzeugt: Die breite Masse des Volkes ist überall gegen den Krieg. Sie empfindet keinen Haß gegen das Nachbarvolk, politische Aspirationen sind ihr fremd. Es mag so scheinen, als liege in solchen weltgeschichtlichen Augenblicken die gesamte Gewalt über Leben und Tod des einzelnen in den Händen der Staatslenker und Diplomaten — der fortschreitenden demokratisierenden Entwicklung unserer Staatsweisen zum Trotz. Aber die Geschichte der Staaten ruhen wohl nur scheinbar bei diesen Männern, deren Handeln bestimmt wird oder zum wenigsten mitbestimmt wird durch Einflüsse, deren Natur und Stärke wir nur zu ahnen vermögen. Wir werden nie Genaues darüber erfahren, in welchem Maße die Kriegstürmer des Offiziersstandes — deren es zweifellos in jedem Staate eine gewisse Anzahl gibt — oder maßgebende Persönlichkeiten des Handels und der Industrie auf die Entschlüsse der Regierungen eingewirkt haben. Vielleicht werden spätere Generationen aus den Aufzeichnungen unserer handelnden Zeitgenossen den wahren Verlauf der Dinge erkennen.

Und noch ein Gedanke durchzuckt uns: Von Jahr zu Jahr haben alle Großstaaten Europas in unheimlichem Wettbewerb ihre Kriegsrüstungen vermehrt, dem Volk ungeheure Lasten zugemutet. Zweifelnde Fragen sollte der Hinweis auf jene alten Worte beschwichtigen: Si vis pacem, para bellum. Ihre Wahrheit glaubten wir damals bei der Annexionskrise erkannt zu haben, als das wohlgerüstete Deutschland sich entschlossen an die Seite seines Bundesgenossen Oesterreich stellte und die Mächte der Entente den Kampf nicht wagen wollten. Und heute? Heute dienen zum Fluch der Menschheit alle jene raffinierten Mittel zur gegenseitigen Vernichtung ihrem eigentlichen Zweck.

Wir sehen in allen kriegsführenden Ländern eine unendliche Kriegsbegeisterung. Die Völker Oesterreichs, die sich jahrzehntelang in unfruchtbarem grimmigem Nationalitätenhader befehdeten, kennen heute nur ein einheitliches Staatsbewußtsein. Hunderttausende sind bereit, freiwillig Gut und Blut für ihr Vaterland hinzugeben. Ein friedliebendes Volk verwandelt sich von heute auf morgen in ernstem Jubel in ein Volk von Kriegern. Dieser Aufschwung der Volksseele hat etwas Ergreifendes. Jede Nation kämpft für ihre „gerechte Sache“. Aber der einzelne vermag das Weltbild nicht zu überblicken. Ihn besetzt der Pflichtgedanke, das eiserne Gebot, dem Vaterland Opfer zu bringen.

Nun werden wir tagtäglich die Nachrichten über kriegerische Ereignisse erhalten. Wir werden hören, wie Tausende braver

Soldaten an einem Tage vor den Geschützen des Gegners verbluten. Aber nun vernehme ich zufällig das Schicksal eines einzelnen. Ein Bürger von Breisach hatte seinem Sohn nach Paris geschrieben, er möge dort bleiben und sich nicht zum Kriegsdienst stellen. Der Brief wird von der Militärbehörde erbrochen. Man fragt den Vater, ob er seine Schrift anerkenne, und er kann es nicht leugnen. Er wird sofort standrechtlich erschossen und sühnt so den feigen Rat, den er in besten Absichten gegeben. Dies Einzelschicksal zeugt mehr von der ehernen Wucht der Geschehnisse als die Niederlage eines ganzen Regiments.

Guy de Maupassant schildert uns in einer kleinen meisterhaften Novelle „Deux amis“ das Schicksal zweier Pariser im Siebzigerkrieg. So gut ich es vermag, will ich hier deren Inhalt mitteilen. Die Herren Morissot und Sauvage pflegten vor dem Kriege jeweilen Sonntags am Seineufer nahe bei Paris zu fischen. Während der Blockade durch die Deutschen treffen sie sich an einem Januartag zufällig auf dem Boulevard und erinnern sich mit Vergnügen jener schönen Sonntage. Plötzlich packt sie der tolle Wunsch, trotz der trüben Kriegszeit an ihrem Lieblingsplätzchen zu fischen. Die französischen Vorposten mit der Erlaubnis eines Obersten passierend, gelangen sie nach der Stelle. Kaum haben sie sich eine Weile unter leichtem Geplauder ihrem harmlosen Vergnügen hingegeben, werden sie von vier deutschen Soldaten überrascht, die sie zu ihrem Offizier bringen. Liebenswürdig fragt dieser: „Eh bien, meine Herren, Sie machten wohl einen guten Fang?“ und erklärt kurz: „Für mich sind Sie Spione. Ich verhafte Sie und lasse Sie füsillieren. Offenbar haben Sie den Fischfang gewählt, um Ihre Pläne besser zu verdecken. Nun sind Sie zu Ihrem Unglück in meine Hände gefallen. Aber so ist nun einmal das Kriegsrecht. Da Sie aber die französischen Vorposten passiert haben, kennen Sie sicher das Paktwort zur Rückkehr. Teilen Sie mir dieses Paktwort mit, und ich lasse Gnade vor Recht ergehen.“ Die Freunde zittern am ganzen Leibe. Vor Bestürzung bringen sie kein Wort über die Lippen. Auch trotz wiederholter Aufforderung nicht. Da machen sich zwölf Soldaten schußbereit. Noch einmal lallt Morissot: „Adieu, Monsieur Sauvage!“ und Sauvage: „Adieu, Monsieur Morissot!“ So sterben sie vor den Gewehren der deutschen Soldaten. Der deutsche Offizier aber läßt sich durch seinen Burken die gefangenen Fische baden und raucht ruhig seine Pfeife weiter.

Wir Schweizer werden von diesem Weltkrieg aller Voraus-sicht nach verschont bleiben. Aber wir spüren ihn alle am eigenen Leibe. Handel und Verkehr stockt. Verdienstlosigkeit und Elend herrschen auch bei uns, und es werden vielleicht Jahre vergehen, bis die Wunden wieder vernarbt sind. Wir wissen es alle, daß uns der Platz des Zuschauers auf dem Kriegstheater nicht umsonst zufällt.

Aber diese schweren Zeiten einigen das Volk. Das Gefühl der Solidarität erstarkt. Wir fühlen nicht mehr das Trennende der Partei und der Konfession. Unsere vornehmste Pflicht ist die Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen.

Es wächst aber auch das Mitgefühl für das kriegsführende Volk der Nachbarstaaten. Es gilt dem Deutschen, der, von allen Seiten bedrängt, todesmutig in den Kampf zieht, in gleicher Weise aber auch dem Franzosen, den das Schicksal in diesen unglückseligen Krieg hineingezogen hat. So leuchtet ein Schimmer warmer Humanität auch in diese Tage des Grauens und des Elends.

Otto Brandenburger, Zürich.

† Friß Marti*).

Mit Bildnis.

Es haben sich zwei gute treue Künstleraugen sterbend geschlossen. Friß Marti ist in der achten Augustnacht entschlafen. Die Schweiz hat einen ihrer Dichter hergeben müssen, unsere Literatur einen Meister.

Niemand braucht es zu verbergen, wenn ihm jetzt eine Träne im trauernden Auge hängt deswegen. Ach, wie wird die ganze blaue Gotteswelt so unbegreiflich dumpf und dunkel,

*, Bgl. auch „Die Schweiz“ X 1906, 70 ff.